

# Maurice Dekobra erzählt . . .

Als ich in London wohnte, nahm ich manchmal meine Mahlzeiten in einem Gasthaus in Soho ein. Der Kellner, der mich bediente, war ein alter Italiener mit der Physiognomie eines Schmugglers. Er zeigte über seine Tellerstöße hinweg ein mephistophelisches Lächeln. Während er die Schüsselchen mit Sellerie und Oliven servierte, rief er die Madonna an, und die staubigen Gabeln pflegte er mit den Schößen seines abgetragenen Rockes abzuwischen. Verlangte man ein reines Glas, so prüfte er dessen Inneres mit dem Daumen, blies hinein und stellte es rasch neben den tiefen Teller des Gastes. Er war ein sympathischer und malerischer Bursche.

Eines Abends, nachdem ich mein Dessert verspeist hatte, rief ich ihn, um zu zahlen. Er zog einen Bleistift aus der Tasche, kratzte sich den Kopf und sagte:

„Also was für eine Suppe hatten Sie, Signor: Fleischbrühe oder Erbsensuppe?“  
Unzufrieden gab ich zur Antwort:

„Ach, was weiß ich. Alles was ich sagen kann, ist, daß sie nach Seifenwasser schmeckte.“

Der Kellner schlug sich an die Stirn und rief:

„Seifenwasser . . . dann haben Sie Erbsensuppe gehabt . . . Denn die Fleischbrühe hat heute nach Petroleum gerochen . . .“

In New York kam eines Abends einer meiner amerikanischen Freunde zu mir, um mich abzuholen und sagte:

„Ich weiß, daß Sie New York kennen wie ein Polizist vom Broadway. Ich gehe aber jede Wette ein, daß Sie das kleine Kabarett von Greenwich-Village nicht kennen, das unser transatlantischer Montmartre ist. Ich werde Sie zum Vater Alexander führen, 121, West, zwölfte Straße.“

Mein Freund und ich betraten die Garküche des Vaters Alexander. Er war ein französischer Kanadier, mit einem Apostelkopf, der auf dem Körper eines Asketen saß.

Mein New Yorker Kollege fragte ihn:

„Nun, Vater Alexander, was haben Sie heute?“

„Mein Herr, ich habe einen Kalbskopf, eine Lammsleber und Schweinsfüße.“

Da betrachtete ich den wackeren Mann ernsthaft und sagte:

„Mein Herr, wenn man einen Kalbskopf, eine Lammsleber und Schweinsfüße hat, dann ist man nicht Gastwirt, sondern man verdient ein Vermögen in Barnums Zirkus.“

Ich war in einem großen Palasthotel in Philadelphia abgestiegen. In derartigen Hotels gibt es einen Detektiv und einen Arzt, die ständig dort angestellt sind.

Eines Tages wurde der Arzt meines Hotels vom Direktor, der Vater eines vierjährigen kleinen Jungens war, an das Telephon gerufen:

„Hallo, Herr Doktor“, stieß der Direktor verstört aus. „Mein Kleiner hat die ganze Tinte verschluckt, die sich in meinem Bureau befand. Kommen Sie rasch herunter, um ihm ein Gegenmittel zu verschreiben.“

Und der Arzt sprach seelenruhig in das Telephon hinein:

„Gut, Sir, ich komme mit einem Bleistift.“

Im Verlauf einer Reise nach Italien hatte ich ein belgisches junges Ehepaar kennen gelernt. Wir hatten zusammen Rom und Florenz besucht. Auf dem Rückweg nahmen wir in Monte Carlo Aufenthalt.

Nach dem Diner gingen wir natürlich in das Kasino und Frau X . . . sagte zu ihrem Gatten:

„Henri, ich kann der Versuchung nicht widerstehen. Gib mir hundert Francs, damit ich Roulette spielen kann.“

„Auf welche Nummer willst du setzen, Liebling?“

„Auf die Nummer meines Alters, 23. Ich bin sicher, daß sie mir Glück bringen wird . . . Schnell, schnell, gib mir hundert Francs!“

Der Croupier warf die Kugel in die Roulette, und bei Nummer 27 blieb sie stehen.

Da zuckte der Gatte mit den Achseln, stieß mich mit dem Ellbogen in die Seite und sagte zu mir:

„Godverdam, 27 ist herausgekommen . . . Das wird sie lehren, sich jünger machen zu wollen!“